

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

19.3.1916 (No. 12)

Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 12

Karlsruhe, Sonntag, 19. März

1916

Subalt: Der Gutschepfzle. Von Albert Segauer. — **Indien und der Krieg.** Von einem indischen Nationalisten. — **Dichtung und Wirklichkeit.** Von Gustav Wies. — **Der Priester von Gauschan.**

Der Gutschepfzle.

Von Albert Segauer.

Friedrich Gutsch — so hieß er eigentlich, offiziell und im Adressbuch. War Besitzer einer Zeitung, deren sich ältere Karlsruher noch recht wohl erinnern werden: der „Karlsruher Nachrichten“, deren Herausgeber nicht nur, sondern auch Redakteur und Hauptberichterstatler er selber war. Unter seinen Mitbürgern aber hieß er allgemein der Gutschepfzle, und sein Blatt einfach das Gutschepfzle. Wenn von ihm weiter nichts überliefert wäre als diese zwei Namen, so wäre daraus schon zu schließen, ihr Träger müsse ein beliebter und populärer Mann gewesen sein. Und das war er auch. Beliebte im engern Kreise seiner Bekannten als ein trinkfester, zu Scherz und Schabernack zu jeder Tag- und Nachtzeit gleich bereiter Kamerad, als ein genauer Kenner und unvergleichlicher Nachahmer der mancherlei Stimmen des Marktes und der Straße, der, besonders in freier Improvisation, etwa mit Hilfe der damals in jedem Haus vorhandenen Kasperlesfiguren, den galligsten Zuhörer zu lebensgefährlichem Gelächter hinzureißen verstand, wobei ihn eine bewegliche Phantasie und lebendigste Darstellungsgabe aufs glücklichste unterstützten. Weiteren Kreisen war er hauptsächlich bekannt durch seine Verdienste um die Karlsruher Mundart. Er gewährte ihr in seiner Zeitung eine Freistadt, wo sie bis zu deren Eingehen zum Gaudium der Residenzler ein heiteres Dasein führte. Und zwar trug er selber durch zahlreiche gereimte Anekdoten, die später in zwei Bändchen gesammelt unter dem Titel „Aus Karlsruhes Volksleben“ im Buchhandel erschienen, redlich dazu bei, unser schönes „Landgrawedeutsch“ literaturfähig zu machen.

Er war kein Dichter, der Gutschepfzle. Das wußte niemand besser als er selbst. Die Karlsruher Mundart ist aber sicherlich auch alles andere eher als ein brauchbares Material für einen Dichter. Denn einmal ist sie kein frei gewachsener Ausdruck alter bodenständiger Stammesart, sondern ein aus recht verschiedenem Elementen bestehendes Sprachgemenge, wie es sich eben im Mund einer so vielfach gemischten Bevölkerung bilden mußte. Sie hat unbestreitbar, gegen das rein Alemannische z. B. oder das Schwäbische, etwas Zufälliges, Zusammengewebtes. Flugland aber trägt bekanntlich, wenn überhaupt, nur dürftige Vegetation. Und dazu kommen dann noch gewisse Eigenheiten in Form und Klang, die ihrer Verwendung sehr enge Grenzen ziehen. Der ehemalige Karlsruher Oberschulrat Waag, der der hiesigen Mundart einige liebevolle Studien gewidmet hat, trifft ohne Zweifel das Rechte, wenn er sagt, sie habe zu viel des Breiten und Schlaffen. (Die bekannnten „zwaai waaiichen Klater“ sind dafür das klassische Beispiel.) Es fehlt ihr das Tierliche, das Schwungvolle. Dinge von besonderer Tiefe oder Feinheit in ihr ausdrücken zu wollen, hieße eherne Monumente oder Meißner Figuren in Lehm formen. Sie reicht eben aus für die Bedürfnisse hausbacken bleibender Verständigkeit und eines Witzes, der, ohne eigentlich gutmütig zu sein, doch nicht den Ehrgeiz hat, wirklich scharf zu treffen, sondern sich damit begnügt, anspruchslos Gemüther, gelegentlich mit recht durchschlagenden Mitteln, zum Lachen zu bringen. Innerhalb dieser Grenzen, mit Bewußtsein und der nötigen Bescheidenheit gebraucht, ist die Karlsruher Mundart immerhin einiger Wirkung fähig. Nur muß natürlich Klang und Rhythmus getroffen, muß „echt“ sein. Darin aber stellt Gutsch fast durchweg seinen Mann. Wie echt klingt es z. B., wenn er „Unser Herbstwetter“ schildert:

Jetzt regent's schon acht Woche lang,
S'werd Et'm Anfange angicht un bang.
In ein Loch nein, als Guß us Guß,
So, daß m'r schier verzwaazle muß.
Kannn tut'emol d'r Wind sich lege,
Ißch angeblähtlich do d'r Nege,
Un wann-m'r ohnedem net wohl isch,
Werder m'r noch vollschter melancholisch.

Oder wenn er die „Landgraweschnaale“ singen läßt:

Jetzt kommt bald d'r Sommer, des frent uns unbendich,
Jetzt werre mir widder fidel un lewendich;
Im Sturmschritt komme mir vor aus de Dohle,
Den Winterschloß soll jo d'r Kukuk hofe!

und weiter unten:

Im Winter, do sibe mir jesät wie e Knäul
Issenamer un heun als die grescht' Pangewei,
Un friere un hungre un komme vom Fett,
Als wann-m'r sein Lebtag niz gesse heit.
Wann-m'r dann erwache vom Frühlingschimmer,
So kam-m'r vor Nege net raus als; un sim-m'r
Beiinander, so schpiffellere mir fast,
D's Horizontalwasser schteigt oder fällt.
Do solltet'r uns räffeniere als h're,
Wann-m'r in so ere Atmosphäre
Von Ende Oktower bis Anfang April
E bessere Witterung abwaarte will.
Glaawet dann Ihr, mir Eintagsfliege
Hode do drunte zu unserm Branlege?
Mir misse im Sommer uns ploge un schinde,
Leut schtege, Blut lauge, Familie begriinde,
Mit Impertinez un gar manche Dineße
V'rdene des bisle Mittagesse,
Un tun m'r uns frecher als andre Beitrage —
Mir simn halt in Goitsname Landgraweschnaale!

Wie lebendig im Tonfall gibt er („D'Hofkorpollitter“) das Wirtschaftsgewäch frühschöppelnder Handwerker und Kaufleute der kleinen Stadt, die tausend Dinge für den Rückgang ihrer Geschäfte verantwortlich machen, bis endlich einer den Nagel auf den Kopf trifft mit den Worten:

Du brauchst uf niemand wie uf Dich d'Schuld schewe,
Soll isch bekannt, beglawischt, unterschreibe;
Bleib aus der Effemeß* und schaff Det Sade,
Dann werd sich's Geschäft in jedem Shtadtteil mache!

Auch allerlei häusliche Probleme kommen zur Darstellung, wie etwa die Frage des Haushaltungsgeldes.

Was? Geld? Schon widder? Kommsch me grad mit aschliche!

Ir meint, Du kochsch fir suszehn in der Klöbe

Und net for drei. Wie isch's denn aa nor meglisch,

E so e Unsumm Geld z' verbrache täglich,

Un außern Wohegeld seh aa noch extra?

Teils ein, wann D'net mit z'schreich kannsch komme, schtrecks ab!

Schtrecks Puhe uf un d'Wäscherei mach drauß auß!

I schmeiß Dei Pub- und Wäschfrau noch zum Haus raus.

So fängt der Mann an. Das Ende vom Liede ist aber natürlich,

daß die Frau, wie es sich in diesem Fall gehört, Recht behält — und

obendrein auch noch das letzte Wort:

Nochgewwe? Du? Daß Gott Ein mecht belete!

Winn ich dann Schuld dra? Schtersch net Du der Friebe?

Meintwege kenni d'ganz Haushaltung verlobbere,

Wann ich nor Dir lei Geld mehr miest abfoddere!

Auch sonst führt er die siegreiche Beredsamkeit der Frau bei allerlei

Gelegenheiten vor; sowohl wenn der Mann ins Wirtschaftshaus geht, wie

auch, wenn er von dort heimkommt, in welchem Falle das Ding

Cardinenpredigt zu heißen pflegt.

So, Du bisch ah jcho do? Mich wunderis nimme,

Daß D'net am achte morga früh bisch komme.

Mit Dir werds recht; Du bisch e sauwereß Begetel —

Gew acht, un schtoß mir net aus Kinnerwegele

Un weck die Kleiu net uf! schmeiß d'Damp net runter!

Wie Du rumzwirwisch, wär's weis Gott lei Wunder.

E küm nimmer vor, sagsch? Daß me nor in Ruß!

Gwies keiner isch von Deine Frelud wie Du,

Wo meint, er miest dr Beischet sei wie die Lebliche.

Dr hat mir ewe's ganz Johr niz als z'predschel!

Das ist hier die Tonart, die der Verfasser merkwürdig gut zu kennen

scheint. So gut wie den Dursst und seine Folgen, wovon er manches

Lied zu singen weiß.

Das gelungenste hiervon, und überhaupt eines seiner besten

Stückchen, lassen wir umstehend ungefürt folgen. Es ist so wenig

* Effemeß = Frühlingschoppen.

wie die andern ein Kunstwerk, das ernsterer Betrachtung, ja nur ernster Stimmung Stand hält. Ein wenig guten Willen muß man schon selber mitbringen, und — vor allem — einige Vertrautheit mit der Mundart. Wer die hat, wird sich einer schmunzelnden Heiterkeit nicht erwehren können beim Lesen, auch wenn er kein „Hiesiger“ ist. Dem Karlsruher aber klingt hier unfehlbar ein echtes Stückchen Heimat und Jugend entgegen. Heimat, die mehr und mehr verloren geht. Denn was Gutsch in der Vorrede zum zweiten Bändchen sagte, gilt heute weit mehr noch als damals: unser heimatisches Idiom ist am Verschwinden. „Gerade dies“, so schrieb er im Jahr 1889, „veranlaßte den Herausgeber, die Erinnerungszeichen einer vielleicht bald überwundenen Periode zu sammeln und im Druck erscheinen zu lassen.“ Daß er bei dieser Arbeit mit ebenso großer Gewissenhaftigkeit wie Bescheidenheit vorgegangen ist, macht seine harmlosen Reimerlein vorbildlich für alle, die nach ihm denselben Weg gingen, ja den meisten derselben überlegen. Ihm selbst aber sichert das ein Anrecht auf dankbares Fortleben auch bei der Generation, die ihn selber, den Gutschefrisle, nicht mehr gekannt hat.

*

Wo brennt's dann eigentlich?

Mir steigt d'r Schrecke noch in alle Knoche,
Wie Sonntag Nachts der Lärme los ich broche.
Ich geh' gemüthlich heim aus mel'm Casé,
I weiß net, war's d'r Däschner odder Beh,
In hör' uf einmal Feuerlärme bloße,
Daß mir awei's Herz vor Schrecke fällt in d' Hose.
Des Ding werd recht, denk ich, jetzt brennt's so ah noch do
In schrei halt ganz mordstallisch Feuerio!

D'r Wächter uf'm Thurn fährt fort zu läute,
D' Bierfage komme mit de Göl zu relte,
Die Trommle rasselte, die Trompete schmettere,
Korzum, 's war halt e Läute, Bloße, Schettere,
So daß m'r glaabt hat, Alles schießt in Flamme.
Uf des hin rennt natürlich Alles z'samme,
In Jeder frogt d'r Andere, wo's brennt;
„Ja,“ heißt's, „wann ich's nor selwer sage könnt!“
Am Eck haw-ich en Bombe noch v'rwischt
In sag: „Non wisse sie's, Herr Singnaltisch,
Wem do der F-S-euerlärme gilt? ich glaab 's thut brenne.
Bl-wi-ße. Sie vielleicht mir net zu nenne,
M-mir net zu sage, wo der Brand zu finde?“
„Der Brand? Ich glaab bei F hne brennt's do hintel!“
„Was,“ schrei ich do, „bei mir dahel'm soll's brenne?“
In fang halt an, so schnell wie möglich z'renne.
So schnell wie möglich? Ja; doch vorwärts will's net lange,
Denn seit der Feuerlärme los ich gange,
Vor m'r vom Feuer nirgends doch was g'spürt hat,
So daß d'r Wächter schändlich sich blamirt hat,
Fsch m'r's in d' Glieder g'schlage, daß e schnatterich
Fascht net vom Fleck hab' könnt' vor lauter Datterich.

Wie e heimkomme bin, sell weiß' e nitmer; —
Uf einmol sieh' e halt dahel'm im Zimmer
In frog mein Fraa: „Wie schießt's dann mit'm Brand?“
„Du brauchst noch z'frage,“ heißt's, „s'ich doch e rechte Schand
Bon so-me Mann, wie Du; des werst Du besser wisse,
Ich hab' lang g'ung jey uf De waarte müsse;
Zieg's Schloßhemd an, dort hinte hängt's an Dse,
In leg' in's Bett un thu Detu Kausch ausschloße,
Dann soviele kann e Dr' for desmol sage,
Du hast en Mordbrand widder heut' heimtrage!“

In 's war ah sol — En Brand war's, un e ächter;
's'ich möglich, daß vielleicht d'r Feuerwächter
Mich g'sehe hat; doch wann der jeden And're,
Wo in e Brand thut Sonntag Nachts heimwand're,
Singnaltische wollt un mit de Glocke schterme,
Do gab's in Karlsruhe nit wie Feuerlärme.

Indien und der Krieg.

Von einem indischen Nationalisten.

Aus dem „Größeren Deutschland“, Wochenschrift für Deutsche Welt- und Kolonialpolitik, entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlages der Nummer 12 den folgenden Artikel.

Britisches Interesse ist zuallererst die militärische und kommerzielle Kontrolle über alle Meere der Welt. Wird sie nicht in Frage gestellt, ist Friede möglich; sie ernstlich zu bestreiten, bedeutet Krieg. Weil das deutsche Volk dank seiner höheren Intelligenz, Geschicklichkeit und Organisation in den letzten Jahren erstaunliche Fortschritte gemacht hat und ein scharfer Mitbewerber auf dem Gebiete von Handel und Industrie geworden ist, ist der gegenwärtige Krieg von Großbritannien durch diplomatische Künste und Ränke heraufbeschworen worden mit dem Ziel, seine Suprematie in der Welt zu behaupten und Deutschland für ewig zu vernichten, ehe es zu groß wird, um verrichtet zu werden.

Deutschland zu vernichten mit allen Mitteln, wenn möglich durch Auszuhungung der Zivilbevölkerung, ist das Hauptziel Englands. In Erkenntnis der eigenen Schwäche hat England eine Kombination von Mächten zustandegebracht, um Deutschland zu vernichten. England hat auch Vorkehrungen getroffen, daß kein Separatfriede von irgendeinem Verbündeten geschlossen werden darf.

Nach der Erkenntnis der bisherigen Ergebnisse dieses großen Krieges ist es selbstverständlich, daß Deutschland auszuhungern oder vollständig niederzuwerfen, unmöglich ist. Dann bleiben nur zwei Möglichkeiten übrig, um diesen Krieg zu beenden und Frieden zu schließen. Entweder schließt Deutschland Frieden mit England entsprechend Englands Kriegszielen, ehe dieses vollständig geschlagen ist, oder Deutschland schließt Frieden, indem es seine eigenen Bedingungen diktiert, nachdem es dem britischen Reich einen vernichtenden Schlag zugefügt hat.

Es gibt wenig Staatsmänner und Geschäftsleute in Deutschland, die die Politik eines englisch-deutschen Bündnisses nach diesem Kriege und demzufolge baldmöglichsten Friedensschluß befürworten. Das deutsche Volk ist der beste Richter, um zu entscheiden, was seinen Interessen am meisten dienlich ist. Aber ich wage zu sagen, daß, falls Deutschland Frieden schließt, ehe England vollständig vernichtet ist, dann das Deutsche Reich darauf gefaßt sein muß, in Zukunft die zweite Geige zu spielen und dem Willen Seiner Britischen Majestät Regierung auf dem Gebiete der Politik zu gehorchen. Deutschland wird dann, wie Frankreich heute, keine wirkliche Unabhängigkeit besitzen.

Weltmacht oder Untergang — darum handelt es sich in diesem Weltkrieg um die Existenz Deutschlands. Deutschland sollte England vernichten, um seine eigene Existenz zu behaupten und Lebenslust für sich selber zu erlangen. Aber wie kann England vollständig geschlagen werden? England ist groß, weder weil das englische Volk begabter ist als andere, noch weil dieses Inselreich reicher ist als andere Länder. Nur wegen der zufälligen Schwäche anderer Nationen wurde England groß, indem es sich große Kolonialbesitzungen sicherte.

War zu Beginn des 19. Jahrhunderts Frankreich nicht wirklich geschlagen, ehe es seine großen Besitzungen verlor, Kanada in Amerika und Karnatik in Indien? Um Frankreich zu schwächen und zu demütigen, beraubte England es seiner Kolonien. Spanien war eine große Macht, bis es seine Besitzungen in Amerika verlor. Wie Holland ohne seine Kolonien, besonders Java, eine höchst unbedeutende Macht sein wird, so wird England ohne Indien eine Macht dritten Ranges sein. Indien ist der strahlendste Diamant in der britischen Krone. Englands Kolonien sind gleichzeitig die Quelle seiner Stärke und seiner Schwäche. England seiner Kolonien zu berauben, ist der sicherste Weg, um es für immer zu lähmen.

Ohne Indien wäre Englands politischer Einfluß gleich Null. England hat sein Ansehen im Orient bereits eingebüßt wegen seiner Schwäche und kläglichen Rolle im Kriege, aber in dem Augenblick, in dem es Indien verliert, verliert es nicht nur seine herrschende Stellung in den Fragen der chinesischen und persischen Politik, sondern es wird auch nicht imstande sein, den Besitz von Australien zu behaupten, das von Japan oder einer andern Macht ernstlich bedroht werden wird. Indien ist das Zentrum der britischen Politik, wenn nicht der Weltpolitik. Das gegenwärtige englisch-japanische Bündnis bezweckt die Sicherung von Indien und die Erhaltung der territorialen Integrität Großbritanniens im Osten. Das englisch-russische Bündnis ist geschlossen worden mit der Absicht, Rußland entgegenzukommen und mit dem vornehmlichsten Hintergedanken des russischen Verzichts auf alle schlimmen Absichten gegen Indien. Die englisch-französische Entente wurde geschlossen, um Englands Herrschaft in Ägypten und die französische Besetzung Marokkos und damit eine Kombination gegen Deutschland zu erlangen. Die Herrschaft über Ägypten an sich ist ohne Zweifel eine große Sache, aber der Hauptwert der Herrschaft über Ägypten ist die Kontrolle über den Suezkanal, den Schlüssel zu Indien.

Wenn England in diesem Krieg geschlagen wird, aber Indien behält, wird es sich schnell von seiner Niederlage erholen und sich zu neuem Kampfe rüsten durch Benutzung der Hilfsquellen Indiens, eines Landes so groß wie ganz Europa, ausgenommen Rußland, eines Landes mit der Volkszahl 315 Millionen und ungeheuren Hilfsquellen.

Frankreich um jeden Preis aus Karnatik (Indien) auszutreiben, war das Motto der britischen Staatsmänner zu Beginn des 19. Jahrhunderts, und Deutschlands Motto sollte sein, England seines Weltreiches zu berauben, und dieses Weltreich wird zusammenbrechen, wenn Indien verloren ist.

Das indische Volk ist scheinbar ruhig, aber lediglich wegen Mangels an Waffen. Von dieser scheinbaren Ruhe auf ein herzliches Einverständnis mit der englischen Herrschaft zu schließen, würde ebenso berechtigt sein, als zu schließen, daß ein Vulkan erloschen ist, weil sein Feuer für einige Zeit ruhig ist. Dies ist die Ansicht eines

aufmerksamen britischen Beobachters über Indien, wie es vor wenig Jahren war, und selbster hat die revolutionäre Bewegung noch größere Kraft und Macht erlangt.

Die wirkliche Lage in Indien ist der Außenwelt nicht bekannt, weil die englische Regierung die Welt nicht wissen lassen will, wie gewaltig die Unruhe ist, die hier die englische Herrschaft umzustürzen droht. Mehrere tausend indische Patrioten, einschließlich Rabin-Dranath Tagore, des Trägers des Nobelpreises, sind interniert worden, und etwa tausend Patrioten sind gehängt und deportiert worden allein während des Jahres 1915.

Das Kriegerecht ist über ganz Indien verhängt. Die Lage ist so ernst geworden, daß die indische Regierung laut „Pioneer Mail“ vom 25. Dezember die strengsten Maßnahmen gegen die indischen Patrioten verfügt hat.

In Delhi, 17. Dezember 1915 ist beschlossen worden, daß nach Artikel 12 der Ausführungsbestimmungen der indischen Verteidigungsakte die folgenden Absätze eingefügt werden sollen:

12a (1) Jeder Beamte der Regierung, der diesbezüglich durch einen allgemeinen oder besonderen Befehl der lokalen Behörde ermächtigt ist, kann ohne Vollmacht jede Person verhaften, gegen die ein vernünftiger Verdacht besteht, daß sie gehandelt hat, handelt oder handeln wird in der Absicht, den Feinden des Königs beizustehen auf eine Weise, die der öffentlichen Wohlfahrt oder der Verteidigung Britisch-Indiens schädlich ist.

(2) Jeder Beamte, der die Macht ausübt, die dieser Artikel verleiht, darf jedes Mittel gebrauchen, um ihn durchzuführen.

Heute herrscht Anarchie in ganz Indien, und die englische Regierung ist so erschreckt, daß sie die reichen und einflussreichen Leute von Indien und die Rajas und Maharajas von Indien angegangen hat, der Regierung zu helfen, die Tätigkeit der Revolutionäre zu unterdrücken. Die Regierung von Bombay hielt neulich ein Durbar in Hyderabad (Sind) und sagte: „Sie bedauerte, daß der Ausbruch des Krieges für gewisse edel denkende Personen das Signal gewesen sei, sich auf einen Weg der Gewalttätigkeit und des Verbrechens einzulassen. Um den öffentlichen Frieden gegen die Tätigkeit des gefahrlösen Teils der Bevölkerung zu schützen, habe die Regierung neuerdings den Schritt getan, die Rädelsführer und ihre Familien aus der Provinz zu deportieren.“

Dieser Krieg wird ein großes Glück für die zivilisierte Welt sein, wenn England geschlagen und Indien mit seinen 315 Millionen von der tyrannischen Herrschaft Englands befreit wird.

Ein freies Indien mit 315 Millionen Einwohnern wird nicht nur dem Handel und der Industrie Deutschlands eine große Gelegenheit bieten, sondern ein freies Indien wird auch einen starken Wall gegen die wachsende russische Macht bilden.

Dichtung und Wirklichkeit.

Von Gustav Wied.

Der lebenswürdige dänische Satiriker schrieb seine Lebensgeschichte als letztes seiner Werke. Ehe er die Arbeit vollendet hatte, griff Wied zum tödlichen Gift. Wir werden hier die schönsten Abschnitte dieser heiter-ernsten Autobiographie veröffentlichen.

August.

August ist mein Vater. Karl August ist er getauft. Lange Zeit ging die Sage in der Familie, daß sie von einem Fürsten von Neuved abstamme. Ein jüngerer rebellischer Sohn dieses Hauses sollte mit der Kammerjungfer seiner Mutter nach Dänemark geflüchtet sein. Wir nannten folglich die Abtöchter von Numärien ganz ohne alle Umstände Cousine Carmen.

Aber da begann ein unangenehmer Mensch von Prebiger uns einen Stammbaum zurechtzumachen, und aus diesem geht hervor, daß die Familie eigentlich Hansen heißt, aber in einem weißen Hause auf Affen gewohnt hat.

Also — falsch war das Fürstentum.

Na, es ist ja auch nicht das Ärgste, dänischer Abkunft zu sein... Diejenige von Vaters Eigenschaften, die auf mich den stärksten Eindruck machte, war sein außerordentlicher Fleiß. Vater war um sechs Uhr morgens auf und ging selbst aufs Feld und säte. Vater ging oft allein.

Wir Kinder sahen ihn eigentlich nur am Mittagstisch, wo er schweigend und furchteinflößend dasaß. Ich bestimme mich, daß auf dem Tisch immer eine große Menage stand, die außer anderen Wurzeln auch eine Flasche Soya enthielt. Diese Soyafflasche war für uns Kinder das selbe wie der Baum der Erkenntnis. Wir durften nie etwas von ihrem Inhalt kosten. Deshalb, weiß ich nicht — aber das Resultat war natürlich, daß wir keinen höheren Wunsch kannten, als gerade von dem verbotenen Soya zu kosten.

Und außerdem fand Vater als schwarzer Mann Verwendung. Als derjenige, der die Sache in die Hand nehmen mußte, wenn Mutter mit der Ausübung der Gerechtigkeit nicht fertig wurde. Wir stellten uns einmal wöchentlich, freitags am Samstag, bei ihm zum Verhören vor. Es machte kein Vergnügen, in dieser Erwartung umherzugehen, wenn man sein Verbrechen, z. B. am Montag begangen hatte, aber ich glaube offenkundig nicht, daß von seiten meines Vaters etwa ein Raffinement darin lag. Er

hatte einfach keine Zeit, sich öfter als dies eine Mal wöchentlich unserer anzunehmen.

Aber unter allen Umständen war es äußerst fatal. Die Exekution ging stets draußen im Fluß vor sich, da war am meisten Platz, um den Nohrstoch zu schwingen.

Einmal wurde ich bei einem solchen Bückigungsfest von der Nemesis ereilt. Ich hatte in dieser Woche selbstmörderische keine Rechnung zu begleichen, fand mich aber trotzdem bei der Zeremonie ein, in der niedrigen Absicht, mich über die Siebe der anderen zu freuen. Die Strafe blieb nicht aus. Als Vater mit den Schuldigen fertig war, machte er sich an mich heran. Ich protestierte natürlich und schrie, daß ich nichts begangen hätte, aber Vater bemerkte ruhig, dann hätte ich die Prügel wohl ein andermal verdient. Seitdem hielt ich mich hübsch aus der Schußlinie, wenn meine persönliche Gegenwart nicht dringend erforderlich war.

Vater war ein tüchtiger Landmann, ein Reformier in seiner Gegend, und die Nachbarn kamen oft zu ihm, um sich Rat zu holen. Er war der Erste, der seinen Boden zu drainieren begann, und der Erste, der eine Sämaschine anschaffte. Auch eine Dampfdreschmaschine benutzte er zu allererst. Freilich nur in seinem Betriebe; uns Jungen drosch er auch fernerhin mit der Kraft seiner Hände.

Er hatte einen Nachbarn auf dem Hofe Christiansdal, einen Holsteiner namens Remien. Wir Kinder nannten ihn Na, weil er seine Sätze stets mit diesem Worte einleitete.

Er kam immer auf einem kleinen Pferdchen zu uns Herübergeritten, er selbst war groß und mager, nicht ohne Neuhlichkeit mit Don Quichotte, wie er da auf dem Pferde saß, mit den Beinen fast den Erdboden freisend. Er ritt stets zu Mutters Fenster und begann das Gespräch:

„Na, meine kleine Nachbarin — —!“

Er schätzte Vater als Landmann sehr hoch, war aber äußerst konservativ und recht skeptisch gegenüber den Verbesserungen, die Vater einführte. Aber ein Jahr nachdem Vater etwas Neues angeschafft hatte, tat Remien dasselbe, wenn er gesehen hatte, daß es gut ging.

Einmal wöchentlich war Vater zur Landmannsversammlung in Raskow. Er kam abends nach Hause, und wir warteten mit dem Essen bis zu seiner Ankunft. Wenn es länger dauerte als sonst, ging Mutter mit uns auf die Treppe hinaus, und wir riefen dann alle zusammen dreimal: „Vater! Vater! Vater!“ und es traf sich dann fast immer so, daß Vater von unten, von dem anderen Ende der Allee „Ja!“ antworten konnte.

Wir Kinder waren fest überzeugt, daß dies nicht mit rechten Dingen zugehe.

Vater repräsentierte, wie gesagt, den Ernst im Hause. Sein einziger Scherz bestand in einem Rede, das er uns vorbrachte, wenn wir hin und wieder einmal auf seinen Anten reiten durften. Es lautete in aller Einfachheit wie folgt:

Es kommt daher ein Reitermann,
im Galopp, im Galopp, im Galopp.
Ein altes Weib trabt langsam an,
plumpst hopp! plumpst hopp! plumpst hopp!

Hiermit war eigentlich Vaters Verhältnis zur Poesie erschöpft. Dagegen erzählte er uns oft von seiner Jugend, während er als Verwalter bei seinem Vater arbeitete, der Pächter auf Kalkholm war. Diese Stellung sollte Vater vom Großvater erben, aber es wurde nichts daraus. „Der verrückte Graf Raben“ verlangte nämlich, daß seine Leute mit dem Gut in der Hand dastehen sollten. Das wollte Vater nicht, und einmal, als der Graf ihn mit seiner Reitpeitsche schlagen wollte, weil er den Gut ausbediente, riß Vater ihm die Peitsche aus der Hand und zerbrach sie in viele Stücke. Deshalb wurde er nicht Pächter nach Großvater.

Auf Kalkholm fand Vater „Trine“. Sie kam als Haushaltsschülerin dorthin. August begann sofort, ihr die Cour zu schneiden, und es dauerte nicht lange, so waren sie verlobt. Ihre Schwägerin, der die Partie nicht fein genug war, suchte ihr das Leben sauer zu machen, aber Trine hatte August und seinen Vater auf ihrer Seite.

Mein Großvater soll ein prächtiger alter Mann gewesen sein. Er schenkte einmal den beiden jungen Leuten ein Fuhrwerk, damit sie ihre Wägen ringsum im Lande zu Wagen machen könnten. So segelten also August und Trine nach Bangeland hinüber und kamen u. a. zu Apotheker Bauer in Rudslöbing, den ihr Gefährt nebst Bespannung in solche Begeisterung versetzte, daß er die ganze Gesellschaft mit aller Gewalt kaufen wollte. August wollte nicht verkaufen, aber als sie auf dem Rückwege wieder durch Rudslöbing kamen, ließ der Pharmazent nicht locker, und schließlich verkaufte August Pferd und Wagen für 24 alte Jagdgewehre.

Die Apotheker sind, so lange die Welt steht, eine durchtriebene Bande gewesen. Na, aber darauf haben sie ja das Privilegium.

Mit der Postkutsche hielten August und Trine ihren Eingang in Kalkholm, und mein Großvater wäre vor Dachkrämpfen beinahe gestorben, als er von dem Handel hörte, den sein Sohn abgeschlossen hatte.

Großvater war überhaupt ein sehr vergnügter Mann. Einst machte er eine Reise, und während seiner Abwesenheit brannte der Hof nieder. Als er nach Hause kam, sagte er bloß:

„Donnerwetter, was habt Ihr angestellt, während ich weg war?“

Als ich klein war, hatte der Landmann noch gute Tage. Der Weizen kostete 18 Reichstaler die Tonne, und ringsum auf den Höfen wurden denn auch große Feste abgehalten, bei denen der Champagner nur so floß. Uebrigens nur auf den anderen Höfen, bei uns zu Hause habe ich, so viel ich weiß, dieses Getränk nie ge-

sehen. Ich habe, nebenbei bemerkt, auch August nie betrunken gesehen, ein einziges Mal nach einer Landpartie ausgenommen. Wir hatten vergessen, die Brode zu kaufen, die wir von Väcker Wigum in Matzkow mitnehmen sollten, und auf dem Heimwege sah Vater und sang unablässig: „Wigum, Wigum, Wigum, Wigum, Wigum, — hier soll'n dreißig Brode stehen!“

In jenen Zeiten avancierte meine Mutter von der Madame zur Frau. Einigen der Leute fiel es schwer, die neue Titulatur zu begreifen, und der Kaiser, Jensei Du hast dich in der Weise, daß er Mutter „Herr Frau Wied“ nannte.

Meine Dichtung hatte keinen Bewunderer in meinem Vater. Sein Standpunkt meinen poetischen Schöpfungen gegenüber war:

„Ja, Du hast es eben von Trine. Die ist auch verrückt.“

Aber das hing wohl damit zusammen, daß alles, was keinen Nutzen brachte, seiner Natur zuwider war. Vater war kinderlos am 2. V. des Sonntags um ein Pferd zum Reiten oder Spazierenfahren, dann sagte er nein. Das Pferd müßte ausruhen. Kam aber ein Häusler, der nur den Sonntag für seine eigene Arbeit frei hatte, und bat, ihm ein Pferd zum Pflügen zu leihen, so erließ er es.

So war August. Aber ohne Humor war er nicht.

Einmal standen zwei Madames auf der Straße vor unserem Garten und schwatzten. Als sie eine halbe Stunde dagestanden hatten und noch nicht Miene machten, sich zu trennen, sagte Vater plötzlich zu mir:

„Gustav, nimm die beiden Stühle und geh hinaus und frage, ob sie sich nicht lieber setzen wollen.“

Ich tat es mit Bönne.

Die Madames schafften mir den Budel voll.

Und August lachte herzlich.

(Deutsche Uebersetzung von Ida Anders.)

Der Priester vom Lauschan.

Aus dem Buch „Chinesische Volksmärchen“, übersetzt und eingeleitet von Richard Wilhelm, entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlages Eugen Diederich, Jena, folgendes Märchen:

Es war einmal ein Mann, namens Wang, ein Sohn einer alten Familie, der von Jugend an die Lehren des Taoismus hochschätzte. Er hörte, daß im Lauschan viele Unsterbliche lebten. So nahm er seine Büchertiste auf den Rücken und wanderte dort hin.

Als er einen Gipfel erstiegen hatte, erblickte er einen einsamen Tempel. Ein Taoist saß auf einem runden Strohkissen. Langes Haar fiel ihm über den Nacken herab.

Er machte eine Verbeugung vor ihm und begann mit ihm zu reden. Seine Lehren schienen ihm tief und geheimnisvoll, darum bat er, ihn als Schüler anzunehmen.

Der Taoist sprach: „Ich fürchte, du bist zu zart und verweichlicht, um harte Arbeit zu tun.“

Er aber antwortete, er könne es wohl.

Die Schüler des Alten waren sehr zahlreich. Als sie am Abend sich alle versammelt, begrüßten sie Wang nach feierlichem Brauch. Darauf ward er in das Kloster aufgenommen.

Als der Morgen noch kühl war, rief ihn der Priester. Er gab ihm ein Beil und hieß ihn mit den andern hinausgehen, um Reisig zu sammeln. Wang tat eifrig, wie ihm gesagt.

Ein guter Monat war vergangen. Seine Hände und Füße waren voll Beulen und Schwielen. Er hielt es fast nicht mehr aus und erwog im geheimen den Gedanken an die Rückkehr.

Eines Abends kamen sie heim. Da sahen sie zwei Männer mit ihrem Meister beim Weine sitzen. Die Sonne war schon untergegangen, doch waren Lampen und Kerzen noch nicht angezündet. Da schnitt der Meister mit der Schere aus Papier eine runde Scheibe wie einen Spiegel. Die klebte er an die Wand. Plötzlich leuchtete der Mond an der Wand auf mit so hellem Schein, daß man das kleinste Härchen sehen konnte. Alle Schüler eilten herbei und hörten im Kreise den Alten zu.

Der eine der Gäste sprach: „In einem solchen schönen Abend, wo die Freude steigt, muß man gemeinsam genießen.“

Damit nahm er eine Kanne Wein vom Tisch, den Schülern Wein auszuteilen. Und er redete ihnen zu, sie sollten ordentlich trinken.

Wang dachte bei sich: „Für sieben, acht Leute soll eine Kanne Wein ausreichen!“ Sie eilten alle, Becher zu holen, und drängten sich herzu, um zuerst an die Reihe zu kommen, nur besorgt, die Kanne möchte sich leeren. Aber er goß und goß, und der Wein wurde nicht weniger. Darüber wunderte sich Wang im stillen.

Nun sprach der zweite Gast: „Du hast uns einen schönen Mondschein verschafft; aber wir trinken da so still vor uns hin. Wie wärs, wenn wir die Mondsee riechen?“

Damit nahm er ein Eßtäschchen und warf es in die Mondscheibe. Da sah man ein schönes Mädchen aus dem Glanze hervorkommen.

Erst war sie kaum einen Fuß hoch; als sie die Erde berührte, erreichte sie Menschengröße. Schlankte Hüften, ein zierliches Hälschen, wolkende Gewänder: so tanzte sie den Regenbogentanz. Dann begann sie zu singen:

„Ihr wollt entfliehen, Unsterbliche, alle,
Mich einsam verlassen in eisiger Halle!“

Ihre Stimme klang rein und klar wie eine Flöte. Nachdem das Lied zu Ende war, erhob sie sich wirbelnd und sprang auf den Tisch. Während alle erstaunt nach ihr hinsahen, war sie schon wieder zum Eßtäschchen geworden.

Die drei Alten brachen in lautes Gelächter aus.

Da sagte wieder einer der Gäste: „Wir sind heute abend recht fröhlich zusammen. Doch werd' ich des Weines nicht länger Herr. Wie wäre es, wenn ihr mich zum Abschiedstrunk ins Mondschloß begleitet?“

Die drei verließen nun ihre Matten und gingen allmählich in den Mond hinein. Die Schüler alle sahen die drei im Monde sitzen. Bart und Augenbrauen, alles sah man deutlich wie ein Spiegelbild.

Nach einiger Zeit wurde der Mond allmählich trübe. Die Schüler gingen, um Licht zu machen. Als sie wiederkamen, saß der Priester allein da, die Gäste waren verschwunden, aber die Reste des Essens lagen noch auf dem Tisch. Der Mond an der Wand hing noch da als rundes Stück Papier.

Der Priester fragte sie: „Habt ihr genug getrunken?“

Sie sagten: „Genug.“

„Nun, wenn ihr genug habt, so müßt ihr früh schlafen gehen, damit ihr die Arbeit morgen nicht versäumt.“

Die Schüler zogen sich gehorsam zurück. Wang ward durch diese Sache aufs neue ermutigt, und die Heimwehgedanken verschwanden.

Wieder verging ein Monat. Die Mühen waren unerträglich, und der Priester hatte ihm nicht ein einziges Geheimnis überliefert.

Da hielt ers nicht mehr länger aus, sondern verabschiedete sich: „Hundert Meilen weit bin ich hergekommen, um eure Belehrung zu empfangen. Nun sehe ich, daß ich das Geheimnis der Unsterblichkeit doch nicht erlangen kann. Doch hättet Ihr mir vielleicht irgend etwas Kleineres mitteilen können, um mein lernbegieriges Gemüt zu befriedigen. Zwei, drei Monate sind vergangen ohne andere Beschäftigung, als morgens hinauszufragen ins Reisig sammeln und abends müde heimzukommen. Ein solches Leben war ich zu Hause nicht gewöhnt.“

Der Priester sagte lächelnd: „Ich hab dir's ja gleich gesagt, daß du der harten Arbeit nicht gewachsen seist. Nun ist es wirklich so. Morgen früh will ich dich entlassen.“

Wang sprach: „Ich habe Euch lange gedient, Ihr könntet mir wenigstens ein kleines Kunststück mitteilen, daß ich nicht ganz umsonst gekommen bin.“

„Und welches Kunststück möchtest du denn lernen?“ fragte der Priester.

„Wenn ich Euch gehen sah, so merkte ich, daß Wände und Mauern Euch nicht behindern können. Wenn ich nur dieses Kunststück könnte, so wäre ich schon zufrieden.“

Der Priester sagte lächelnd zu und lehrte ihn einen Zauberspruch, mit dem Wang sich segnen mußte.

Dann rief er: „Nun zu!“

Wang stand mit dem Gesicht nach der Wand, aber wagte nicht hineinzugehen.

Der Priester sprach: „Probier es doch, hineinzugehen!“

Da ging er gemächlich auf die Wand zu, aber sie hielt ihn auf.

Der Priester sprach: „Du mußt den Kopf neigen und einfach frisch drauf losrennen ohne ängstliches Bedenken.“

Wang nahm einen Anlauf von einigen Schritten und rannte auf die Wand zu. Als er an die Wand kam, da gab sie nach, als wäre nichts an der Stelle. Er blickte sich um, und richtig war er draußen. Da war er hocherfreut, ging wieder hinein und dankte sich.

Der Priester sprach: „So, nun geh heim! Du mußt es aber vorsichtig wahren, sonst verliert sich die Kraft.“

Darauf gab er ihm Wegzehrung und entließ ihn.

Zu Hause angekommen, rühmte sich Wang, daß er einen Heiligen getroffen habe, und daß die stärksten Wände für ihn kein Hindernis mehr seien. Seine Frau glaubte es nicht. Da wollte er ihr seine Kunst vor Augen führen, trat einige Schritte von der Mauer zurück und ließ darauf zu. Er stieß mit dem Kopf an die harte Wand, prallte ab und brach zusammen. Die Frau hob ihn auf und sah nach ihm. Da hatte er an seiner Stirn eine Beule von der Größe eines Eis. Die Frau machte sich über ihn lustig. Er aber war beschämt und wütend und schalt auf den alten Priester als einen gewissenlosen Menschen.

Verantwortlicher Leiter: Gustav Neppert. — Druck und Verlag der E. F. Müllerschen Hofbuchhandlung m. b. S. — Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen.